

Corona-Zeit  
im Pflegeheim

Bewohner melden  
sich zu Wort

zugehört und  
aufgeschrieben

**Sieglinde Mörtel**

**zugehört  
und  
aufgeschrieben**

**Corona-Zeit im Pflegeheim:**

**Bewohner melden sich zu Wort**

**Erlebnisse \* Empfindungen \* Erinnerungen**

<b>Ursula K.</b>	
<b>Unseren Erfahrungsschatz sollte man nutzen .....</b>	<b>6</b>
<b>Lisa S. (*)</b>	
<b>Die Krankheit hat mir Angst gemacht .....</b>	<b>12</b>
<b>Herbert X. (*)</b>	
<b>Über Polio-Epidemie, Pocken-Impfung und die Folgen des Krieges .....</b>	<b>16</b>
<b>Gisela B.</b>	
<b>Einsam wie als Kind in der TBC-Heilstätte .....</b>	<b>26</b>
<b>Dr. Hildburg Irmer</b>	
<b>Ich kann nichts gutheißen, was tadelnswert ist .....</b>	<b>29</b>
<b>Olga K.</b>	
<b>Krieg ist viel schlimmer als Corona .....</b>	<b>38</b>
<b>Ernst H. (*)</b>	
<b>In der Politik fehlt es an Menschlichkeit .....</b>	<b>45</b>

Die Namen wurden auf Wunsch der Gesprächspartner teilweise verkürzt oder (\*) verändert.

# Vorwort

Im Frühjahr 2020 mahnten allorts Plakate: „Schützt Oma und Opa!“ Das oberste Gebot hieß „Kontaktssperre“ und in Pflegeheimen herrschte striktes Besuchs- und Ausgangsverbot. Mittels eilig angeschaffter Tablets wurden Kontakte zu Angehörigen ermöglicht, aber oft war das Pflege- und Betreuungspersonal die einzigen Kommunikationspartner. Medien berichteten kurzzeitig über alte Leute, die ihren Angehörigen von Balkonen und Fenstern zuwinkten oder durch Glasscheiben und am Telefon miteinander sprachen. Sie zeigten vor Heimen singende, musizierende und dem Pflegepersonal Beifall klatschende Menschen.

Weihnachten 2020 wurde für die Heimbewohner ein Fest der Einsamkeit; zeitweise war ihnen selbst das Verlassen des Zimmers untersagt. Die meisten von ihnen hofften auf den in Aussicht gestellten Impfstoff, und damit auf das Ende der Pandemie.

Als die ersten Impfdosen eintrafen und „Prioritäten“ festgelegt wurden, rückten die Senioren noch einmal in den Fokus der Öffentlichkeit, danach wurde es wieder still um „Oma und Opa“.

Als Besuche wieder möglich wurden, beschränkten sich diese auf eine Kontaktperson, die jeweils einen negativen Corona-Test mitzubringen, Maske und Schutzkleidung (einschließlich Handschuhe) zu tragen sowie Abstand zu halten hatte.

Der Sommer 2021, die zahlreichen Impfungen und genügend Teststellen verhießen Entspannung. Zudem verdrängte die Bundestagswahl das Thema Corona weitgehend aus den Medien und die Befindlichkeiten der „Omas und Opas“ aus

der öffentlichen Wahrnehmung. Wie zuvor wurde bestenfalls „über“ alte Leute berichtet, selten aber „mit“ ihnen gesprochen.

Dies war der Anlass für ein Projekt, in dessen Ergebnis die hier enthaltenen Texte entstanden sind. Ich beabsichtigte, mit Pflegeheimbewohnern über folgende Fragen ins Gespräch zu kommen:

- \* Wie empfanden Sie die Auswirkungen der Pandemie?
- \* Welche Parallelen gab es zu früheren Krisensituationen?
- \* Was würden Sie als lebenserfahrener Mensch den Jüngeren raten?

Die Therapeutische Fachkraft des DRK-Seniorenheimes Jena-Winzerla, Jutta Bethke-Morgenroth, stellte die Kontakte zu gesprächsbereiten und noch gesprächsfähigen Senioren her. Die ersten Gespräche fanden im September 2021 statt. Zu diesem Zeitpunkt war man der Annahme, bezüglich Corona das Schlimmste überstanden zu haben. Die meisten Heimbewohner waren geimpft und fühlten sich geschützt. Der Grundtenor lautete, die Zeit sei schlimm gewesen, aber nun habe man ja alles überstanden. Es war ein Trugschluss, wie sich wenige Wochen später zeigte.

Gegen Jahresende 2021 bis zum Frühjahr 2022 brach die nächste „Welle“ herein und zog noch drastischere Quarantänemaßnahmen (Isolation über mehrere Wochen) nach sich. Zudem fiel krankheitsbedingt vermehrt Personal aus, wodurch sich der ohnehin prekäre „Pflegetotstand“ weiter zuspitzte. Daher war es erst ab März 2022 möglich, das begonnene Projekt fortzusetzen.

Einige Berichte konnten um die neuerlichen Erfahrungen und Erlebnisse erweitert werden. Andere nicht, weil die Ge-

sprächspartner verstorben waren. Inzwischen waren es nicht allein die Auswirkungen der Corona-Pandemie, die die alten Leute beschäftigten. Allgegenwärtig war der Schock über den Ausbruch eines Krieges in Europa, die damit einhergehende Angst und das teilweise Wiederaufleben eigener schmerzlicher Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen. Eine Heimbewohnerin hatte noch im Herbst 2021 ausführlich über ihre traumatischen Erlebnisse berichtet, die sie als Sechsjährige 1945 auf der Flucht aus Ostpreußen durchlebt hatte. Im März 2022 fühlte sie sich nicht in der Lage, sich mit dem daraus entstandenen Textbeitrag auseinanderzusetzen. Zu gegenwärtig war das Thema Krieg und Flucht plötzlich wieder geworden, zu lebendig die Erinnerungen. Während unserer Gespräche erhielt ich vielfältige Antworten auf meine grundlegenden Fragen. Zudem offenbarten sich mir einige Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Über die jüngeren Erfahrungen bezüglich der Pandemie hinaus berichteten die Frauen und Männer aus ihrem Leben und übermittelten damit wertvolle Zeugnisse erlebter Zeitgeschichte.

Spürbar war die Dankbarkeit, dass nicht „über“ Oma und Opa, sondern „mit“ ihnen gesprochen wurde. Dies käme in der heutigen Zeit eher selten vor. Ein Heimbewohner brachte es auf den Punkt: „Weil wir keine Lobby haben.“

Mögen die Schilderungen und Lebenserfahrungen durch diese Publikation bewahrt bleiben, weitergegeben werden und die Jüngeren ein Stück auf ihrem Weg begleiten!

Sieglinde Mörtel

## **Unseren Erfahrungsschatz sollte man nutzen**

***(September 2021)***

„Unsere Generation hat einen großen Erfahrungsschatz, der heutzutage genutzt werden könnte“, sagt Ursula K. und fügt kopfschüttelnd hinzu: „Leider tut man das nicht.“ Damit meint sie frühere Strukturen, beispielsweise im Bildungs- und im Gesundheitswesen, oder auch im gesellschaftlichen Zusammenleben.

Ursula K. – Jahrgang 1935, vier Kinder, von Beruf Lehrerin für Russisch und Englisch – wuchs auf und studierte in Leipzig. Mehrfach wechselte die Familie ihren Wohnort, jeweils in Abhängigkeit vom Arbeitsort ihres Mannes. Im Jahr 2019 zog das Ehepaar letztmalig um. Ins Pflegeheim; am Folgetag verstarb der Mann ...

„Als es Anfang 2020 losging mit Corona – das war schon beängstigend. So was haben wir ja noch nie erlebt. Selbst Tuberkulose und die anderen Krankheiten gingen nicht in dem Maße um die ganze Welt. Das war für alle neu. An Impfstoff war erst mal noch nicht zu denken. Man hat natürlich versucht, was dagegen zu tun, aber es dauerte seine Zeit, bis all die Sachen genehmigt waren.“

Besonders belastend sei die – gefühlt sehr lange – Zeit der Besuchsverbote gewesen. „Die negativen psychischen Auswirkungen sind auch in der Öffentlichkeit eingeräumt worden; viele unserer Bewohner waren sehr vereinsamt. Hinzu kam, dass zeitweise etliche Schwestern und Betreuer selbst krank waren und dadurch das Personal oft nicht die Möglich-

keit hatte, sich mit den Bewohnern länger zu beschäftigen, sich zu unterhalten. Ich habe das als sehr schlimm empfunden. Ich habe vier Kinder und durfte mit Müh und Not mal einen zu Besuch empfangen. Immer nur einen. Besonders schlimm war es über Weihnachten und die Feiertage. Es bestand nicht einmal die Möglichkeit, dass die Schwestern uns ein bisschen was von unserer Weihnachtsdekoration aufbauen konnten, weil sie einfach keine Zeit hatten.“

All die Maßnahmen, Verbote und Einschränkungen seien sehr hart und belastend gewesen. Aber: Das alles habe Wirkung gezeigt, so dass kaum etwas reingetragen wurde und das Heim fast durchweg frei von Infektionen war.

Von den meisten Heimbewohnern sei der Impfstoff herbeigesehnt worden.

„Wir wurden schon im Januar zum ersten Mal geimpft. Ein Arzt aus der Nähe, der zugleich Hausarzt vieler Bewohner ist, kam mit seinem Team zu allen, die sich impfen lassen wollten. Ich fand gut, dass das nach dem Alter gestaffelt war. Die Leute in den Heimen waren am meisten gefährdet und kamen auch als Erste dran. Das war sehr gut organisiert. Mich hätte sehr interessiert, wie viele bzw. wer in unserer Einrichtung geimpft ist. Leider bekamen wir keinerlei Informationen darüber. Es hieß lediglich: fast alle. So recht glaube ich das aber nicht. Ich vermute, dass eine Reihe von Bewohnern und auch Schwestern nicht geimpft sind. Ich wüsste gern darüber Bescheid; nicht allein wegen mir, auch wegen der anderen, die sich vor Ansteckung schützen möchten. Die heutigen Möglichkeiten der Medizin sind wirklich gut. Wenn ich zurückdenke, früher gab es viel Tuberkulose; die hatten wir ja überwunden. Meine Kinder hatten noch die



Masern – die wurden durch die Impfung ausgerottet. Ebenso die Kinderlähmung. Dazu kam die Dreifach-Impfung. Wir wurden damals auch noch gegen Pocken geimpft. Die Corona-Impfung habe ich tadellos vertragen, mir hat das gar nichts ausgemacht.

Die Angst vor Nebenwirkungen ist meiner Meinung nach nicht der Grund, weshalb sich viele Leute nicht impfen lassen. Da wurden allerlei Sachen ausgestreut, beispielsweise, dass Frauen nicht mehr schwanger werden können. Ich glaube, das wurde gezielt in die Bevölkerung hineingetragen. Selbst in unser Heim.

Zu DDR-Zeiten war die Impfpflicht selbstverständlich. Da wurde alles vorgeschrieben und auch die Kinder wurden von Anfang an geimpft. Für meine Begriffe war es nicht verkehrt. Ob nun die ‚Pflicht‘ richtig ist – auch jetzt bei Corona – ist eine andere Frage. Ich finde aber, für Leute, die in medizinischen Berufen arbeiten oder mit der Öffentlichkeit zu tun haben, ist sie angebracht. Freiheit hin und Freiheit her – wer in einem solchen Beruf arbeitet, muss sich auch gewissen Dingen unterziehen. Aber andere kann man vielleicht nicht zwingen, denn inwieweit unsere heutigen Gesetze eine Impfpflicht erlauben, ist eine andere Sache. Doch wo ist die Grenze, dass andere gefährdet werden?

Enttäuscht hat mich, dass ein beachtlicher Teil der Bevölkerung nicht geimpft ist. Ob das alles richtig erfasst ist, ist allerdings fraglich. Für mich war es jedenfalls selbstverständlich und für meine Kinder auch.

Die Leute, die über all das entscheiden müssen, beneide ich nicht; die wissen ja auch nicht, wie alles läuft und wie es mit der Impfstoff-Entwicklung wird. Man hat vieles versucht,

aber es dauert eben auch lange, ehe das bei uns Deutschen greift. Man ist hier sehr vorsichtig und will möglichst hundertprozentige Sicherheit. Das hat Vorteile, hat aber auch Nachteile.

In der Sowjetunion – jetzt heißt es ja Russland – hat man ja schon zeitig „Sputnik V“ entwickelt. Den nahm man hier nicht, weil er von den Russen kam. Ähnlich war es ja Anfang der 1960er Jahre mit dem Polio-Impfstoff in Westdeutschland. Das war eine rein politische Entscheidung – ich hatte das aber schon so erwartet.“

Die Pandemie ist jedoch nicht das einzige Thema, das Ursula K. umtreibt: „In unserem Heim werden ständig Leute ausgebildet. Doch kaum haben sie ihren Abschluss, gehen sie weg; dorthin, wo sie besser verdienen als in unserem DRK-Heim, in dem eben auch unsere Heimkosten noch halbwegs erschwinglich sind. Doch wir Bewohner bezahlen dafür jeden Monat die Ausbildungsumlage.

Wir mussten damals, zu Beginn unseres Studiums, unterschreiben, dass wir nach dem Studium dorthin gehen, wo wir als Lehrer gebraucht wurden. Das fand ich auch richtig. Dass das heute nicht mehr üblich ist, ärgert mich sehr. Deshalb bin ich der Meinung, dass die Leute am Ausbildungsort auch für eine gewisse Zeit verpflichtet werden sollten. Wir Heimbewohner bezahlen die Ausbildung mit, dann möchten wir auch, dass wir wenigstens so viel Personal haben wie wir brauchen.

Natürlich galten in der DDR andere Regeln, aber wir waren es so gewöhnt und haben deshalb auch eine etwas andere Einstellung als die Westleute. Ich finde, dass man der Stelle,

an der man die Ausbildung bekommt, verpflichtet ist und dafür auch etwas zurückgeben sollte.

Dass ausgebildete Leute abgeworben werden, ist ja nichts Neues. Aber mich ärgert es. Da gibt es Heime, die horrenden Preise verlangen und wo nur sehr betuchte Leute einziehen können. Das könnten wir uns mit unseren Renten nicht leisten, obwohl Lehrer nicht die schlechtesten Verdiener waren. Wir sind eben wieder in der Klassengesellschaft.

Aber heute ist es ja nicht mehr erwünscht, über solche Dinge zu reden. Darüber, dass unser früheres Gesundheitswesen gerechter und das Bildungswesen besser war, dass es mehr Zusammenhalt und Solidarität gab, dass Mütter unterstützt wurden. Und auch darüber, dass wir z.B. die Reparationskosten zahlten und der Westen den Marshallplan hatte. Hier im Osten wurde zumindest versucht, etwas Positives aufzubauen – gut gedacht, aber leider schlecht gemacht.

Immerhin hat die Politik eingeräumt, dass man sich um ehemalige DDR-Bürger viel zu wenig gekümmert habe und wir von einer Einheit weit entfernt sind. Vor der Wahl wurde mal wieder über Angleichung geredet, aber passieren wird sicher wieder nichts. Wir werden nach wie vor als Bürger zweiter Klasse angesehen.

In der Tat könnten unsere Erfahrungen für die jungen Leute nützlich sein, aber davon will man nichts wissen. Viele alte Leute würden sich gern noch zu Wort melden, aber sie können es nicht mehr.“

## **(März 2022)**

Noch im Herbst gingen wir davon aus, dass man durch die Impfung vor Corona komplett geschützt sei und auch andere Leute nicht gefährden könne. Das hat sich nun etwas anders entwickelt. Ich denke trotzdem, dass die Impfung sinnvoll war.

Auf unserem Wohnbereich (3a) haben wir bisher Glück gehabt, wir hatten keine Infektionen. Wir sind aber auch eine relativ kleine Gruppe von ungefähr zehn Personen.

Ich weiß jedoch, dass es die obere Etage sehr schlimm betroffen hatte. So weit mir bekannt ist, war der Bereich wochenlang, wenn nicht gar über mehrere Monate, gesperrt. Im Gegensatz zum Jahr zuvor, war aber diesmal nicht wieder das komplette Haus geschlossen und für Besucher gesperrt, sondern nur noch einzelne Etagen, auf denen Fälle aufgetreten sind. Dort allerdings mussten die Leute nun wieder in ihren Zimmern bleiben, und das teilweise für lange Zeit. Ich frage mich, ob die Verantwortlichen vom Gesundheitsamt begreifen, wie es den alten Leutchen geht, wenn sie über Monate keine Angehörigen empfangen und ihre Zimmer nicht verlassen dürfen. Dass die Betroffenen wenig Verständnis für diese Maßnahmen haben, ist nachvollziehbar.

## **Die Krankheit hat mir Angst gemacht**

***(September 2021)***

„Diese neue Krankheit hat mir Angst gemacht, man kannte sie ja nicht. Nachdem so viele Menschen sterben mussten, habe ich gedacht, es erwischt mich auch.“

Das erste Jahr der Pandemie erlebte Lisa S. noch in einer betreuten Wohngemeinschaft in Jena-Lobeda. Ihre Angehörigen warnten eindringlich, sie solle sehr aufpassen, weil die Krankheit für alte Menschen gefährlich sei.

„Ich kam nicht viel unter Menschen, aber Angst hatte ich trotzdem.“

Dennoch war Corona nicht ihr größter Kummer, als sie im Januar 2021 ihr Zimmer im Pflegeheim bezog.

Aufgewachsen war sie in einem Dorf bei Gera. Dann lebte sie viele Jahre mit ihrer Familie – Mann, Sohn und Tochter - in Weida. Als Rundfunkmonteur fügte sie in Heimarbeit Leiterplatten zusammen. Als ihr Mann starb, zog sie nach Gera in die Nähe der Tochter. Dort wohnte sie 14 Jahre. Dann starb ihre Tochter. Sohn und Schwiegertochter boten ihr an, die Mutter zu sich zu nehmen.

„Das wollte ich aber nicht“, sagt Lisa S., „denn sie haben ihre Familie und ihre Arbeit. Also haben sie mir eine Wohnung in Jena besorgt.“ So sei sie in Lobeda gestrandet, wo sie vier Jahre wohnte. In der WG mochte man sie, sie wurde betreut und das Essen geliefert. Vor allem aber – das war ihr wichtig – hatte sie ihre Wohnung für sich.

„Wir hatten abgesprochen, wenn ich nicht mehr kann, gehe ich in ein Heim. So war es dann auch. Mit einem Schlag ging es nicht mehr.“

Und dann war alles anders, als sie es sich vorgestellt hatte:

„Als ich mit dem Krankenwagen erstmals wiedergebracht wurde und das Auto fuhr dort, wo ich zuvor gewohnt hatte, vorbei, dachte ich: Was ist denn jetzt los? Ich will doch heim! Und da hat es bei mir erst mal gefunkt, dass ich nicht mehr da zuhause bin. Da bin ich regelrecht zusammengeklappt. Dann habe ich aber gemerkt: Es hat keinen Zweck, sich zu wehren. Es ist ja schön hier, die Leute sind nett und gut, wir haben alles, was wir brauchen. Und doch ist irgendwo immer noch ein Stachel. Aber auch das wird vergehen, es braucht eben Zeit.“

Über diese Zeit schrieb Lisa S. die Sätze: „Ich werde nie wieder ein Zuhause finden, es wird kein neues Zuhause geben. Aber neue Menschen, auf die ich mich einstelle. Ich werde die Menschen so annehmen, wie sie sind. Ganz egal, mit welchen Fehlern.“ Und nach diesem Grundsatz versuchte sie, fortan zu leben. Daraufhin sei sie im Heim „warm geworden“. Zwischenzeitlich sei aber „der Wurm reingekommen“. Könne gut sein, dass das auch mit Corona zu tun hatte – vielleicht auch nicht. Es gab dann ein Gespräch mit einer Pflegerin; danach renkte es sich langsam ein. Vielleicht braucht das auch Zeit, man muss sich halt zusammenbeißen.

„Mit dem Besuchsverbot, das war schon eine traurige Sache. Die Kinder durften nicht kommen, die neuen Urenkel habe ich lange nur auf Bildern gesehen. Nun war die erste Kleine mal mit da, das war so schön – die kann jetzt schon rennen.“

Einen kenne ich noch gar nicht - aber nicht wegen Corona, sondern weil mein Sohn kein Auto hat.

Zwei Wochen im Zimmer bleiben zu müssen, das war sehr schlimm. Aber ich habe mir immer gesagt, die Zeit geht vorbei! Und wenn alles gutgeht, kehren wir alle vielleicht gesund wieder ins Leben zurück. Wir hatten ja auch im Heim ein paar Fälle; ich war immer froh, wenn alles gut abgegangen ist und dass wir mit durchgerutscht sind.“

Schlimmes habe Lisa S. auch schon früher erlebt. Noch sehr gut erinnert sie sich an ihre Angst, die sie als Kind in einem Geraer Luftschutzkeller ergriff. Fliegeralarm kannte sie als Dorfkind nicht.

Und dann die Nachkriegszeit! „Damals gab es auch viele Krankheiten; allein in der Verwandtschaft starben fünf Leute an Tuberkulose. Mein Cousin war über viele Jahre hinweg ständig in der Klinik. Eines Tages ging er mit seiner Frau und der kleinen Tochter spazieren, plötzlich kippte er um, erbrach Blut und man konnte ihm nicht mehr helfen.

Und jetzt? Corona macht mir regelrecht Angst! Ich komme nicht über diese vielen Toten hinweg.

Als es dann hieß, wir können uns gegen Corona impfen lassen, hatte ich bisschen Bammel. Gegen die Erkältungsgrippe lasse ich mich seit zwölf Jahren nicht mehr impfen, weil ich jedes Mal Bronchitis danach kriegte und dann vier Monate rumdoktern musste. Diese Befürchtung hatte ich erst auch. Und dann wusste man nicht, was das für ein Mittel war, es ging doch alles auf die Schnelle. Ich habe mich trotzdem impfen lassen und merkte nichts davon. Gar nichts! Ich habe auch vor der dritten Impfung keine Angst. Zum Glück hat es

auch keines der Kinder getroffen, sie sind auch alle geimpft. Es ist schön, dass man das machen lassen konnte. Ich bin dankbar, dass alles gutgegangen ist, und will nicht mehr jammern – es wird genommen, wie es kommt!

Nun kann man nur immer hoffen, dass es nicht wieder schlimmer wird, dass nicht nochmal alles dicht gemacht wird, dass wir nicht wieder in unseren Zimmern und ohne Besuch bleiben müssen. Jetzt nach den vielen Impfungen ist hoffentlich das Schlimmste vorbei. Hoffentlich!

Wenn alles gutgeht, will ich nie wieder jammern, dass ich wieder nach Hause will. Ich will versuchen, hier ein Zuhause zu finden.

Ich habe mich schon etwas eingewöhnt und habe nicht mehr diese Sehnsucht, wie in der ersten Zeit. Wenn mich jetzt das Auto hierher bringt, dann freue ich mich schon auf mein Zimmer. Nicht wie beim ersten Mal, als ich so geweint habe. Das war schlimm, das möchte ich nicht nochmal erleben.“

Bezüglich Corona möchte Lisa S. allen Leuten raten, sich impfen zu lassen und die Schutzmaßnahmen einzuhalten.

„Und man könnte doch versuchen, dass jeder – wenigstens mal für ein Jahr – in seinem Land bleibt, damit die Krankheit nicht von Land zu Land weitergeschleppt wird. Nur mal ein Jahr, vielleicht würde das helfen. Nur ein Jahr aufs Baden im Ausland verzichten. Einen Versuch wäre es vielleicht wert. Diejenigen, die in einem anderen Land arbeiten, müsste man eben besonders im Auge behalten. Allerdings ist es für eine Regierung auch schwer, wenn das Volk ständig murrst und knurrt.“



## **Über Polio-Epidemie, Pocken-Impfung und die Folgen des Krieges**

***(September 2021)***

„Meine Jugendzeit und das berufliche Leben waren ein ziemliches Wechselspiel. Ende Januar 1945 wurde ich als 16-Jähriger zur Wehrmacht eingezogen. Nach einer kurzen Ausbildung ging es ab an die Ostfront. Einer meiner Kameraden war so unvorsichtig, mit der Panzerfaust auf russische Panzer zu schießen, daraufhin haben die uns mit Granaten eingedeckt. Ich hatte Glück, ich habe flach auf dem Boden gelegen; die beiden, die neben mir saßen, waren tot.“  
Bei ihm sei „nur“ das Trommelfell geplatzt. Das habe sich mit der Zeit erholt, doch geblieben ist eine Schädigung des Gleichgewichtsorgans, was ihm 70 Jahre später zum Verhängnis wurde. Nachts war er gestürzt. Seine bereits pflegebedürftige Frau wollte helfen und stürzte ebenfalls. „Da haben wir nun da gelegen, nachts um drei. Früh kam der Pflegedienst und fand uns. Wir kamen ins Krankenhaus, aber meine Frau konnte nicht wieder mit nach Hause. Ein Heimplatz in der Umgebung war nicht zu bekommen. Unserem in Jena lebenden Sohn gelang es, uns hier unterzubringen.“  
Bei Eger geriet er, zusammen mit seinen Kameraden, in amerikanische Gefangenschaft. „Wir wurden, mit vielen anderen, auf eine große Wiese gesperrt. Drum herum war Stacheldraht, sonst gab es dort nichts. Auch nichts zu essen und nichts zu trinken. Nach einigen Tagen wurden wir zum

Verhör geholt. Wir waren alle etwa 16 Jahre alt – heute sagt man „Kindersoldaten“.

Entlassen wurden aber nur diejenigen, die aus den westlichen Besatzungszonen stammten. Deswegen gab ich nicht meine Heimatadresse in Sachsen an, sondern die einer Tante in Rosenheim bei München. Sonst hätte man mich nicht gehen lassen.

Mein Freund hat das auch so gemacht, dann haben wir uns in Rosenheim getroffen. Obwohl ich diese Tante zuvor nicht kannte, nahm sie uns beide erst mal auf. So hatten wir zwar eine Unterkunft, aber keine Ausweise und keine Entlassungspapiere, nur einen Schnipsel Papier mit unleserlicher Schrift, der nichts galt. Ohne Ausweise waren wir praktisch Freiwild. Wir sind nach Hause getrampt, in die sowjetische Besatzungszone, und haben daheim in der Stadtverwaltung Ausweise bekommen.

Wenig später habe ich mich mit einem vormaligen Schulkameraden wieder auf den Weg nach Süden gemacht; wir wollten versuchen, irgendwo Fuß zu fassen. Wir waren in verschiedenen Gegenden unterwegs und sahen das zertrümmerte Deutschland. Es war fast alles kaputt. Ich hatte gehofft, bei Verwandten in München unterzukommen, aber auch sie waren ausgebombt. Ich habe Verschiedenes versucht, aber eine richtige Bleibe fand ich nicht. Dann kam die Nachricht, dass meine Mutter krank war. Vater war in Gefangenschaft und daheim war mein kleiner Bruder. Jemand musste sich ja kümmern; also ging ich zurück nach Sachsen. In meine alte Schulklasse in der Wirtschaftsoberschule bin ich problemlos wieder aufgenommen worden. Der Zusammenhalt zwischen denen, die überlebt hatten und zurückge-

kommen sind, war enorm. Wir waren ursprünglich 45 junge Männer, etwa zehn waren dann nicht mehr da. Ich nehme an, sie sind umgekommen, denn die beiden neben mir hatte ich ja selbst sterben sehen.

In der Anfangsphase nach dem Krieg, als ich in halb Deutschland unterwegs war, nahm ich kaum Unterschiede zwischen Ost und West wahr. Alles war kaputt und überall Besatzung – das waren eben die Sieger. Die Russen auf der einen Seite, die Amerikaner auf der anderen Seite, die Engländer im Norden. Frankreich bekam Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz als Ausgleich für die deutsche Besatzungszeit in deren Land. Die Franzosen waren sehr aggressiv, sie nahmen oft regelrecht Rache für das, was die Deutschen, vor allem die SS, in Frankreich angerichtet hatten.

In Landau, einem Städtchen bei Saarbrücken, befand sich der Sitz der französischen Fremdenlegion. Das wussten wir aber damals noch nicht. Die gingen dort auf Bauernfang. Zivilisten sprachen uns an und wir sind so 'dämlich' gewesen, ihnen in die Falle zu gehen. Sie hatten uns irgendwas in den Kaffee getan und wir blöden Kerle haben irgendwas unterschrieben. Wir wussten gar nicht, was. Und auf einmal waren wir Mitglieder der Fremdenlegion. Die haben oft wahllos aber nicht gezielt die Leute aufgegriffen und unterschreiben lassen. Als uns das klar wurde, haben wir Landau und diese Zone fluchtartig verlassen – das war damals noch möglich. Wir waren dort zur Fahndung ausgeschrieben, ebenso wie zahlreiche andere Jugendliche. Ich habe die französische Besatzungszone seinerzeit auch niemals wieder betreten. Mit meinem Wirtschafts-Abitur hatte ich Glück; die regu-

lären Abiturienten fanden meist erst mal keine Lehrstellen – es gab einfach zu wenige in den ersten Nachkriegsjahren. Ich bekam eine bei der Sparkasse. Später arbeitete ich im Finanzamt, anschließend in der staatlichen Verwaltung, bei der ich schrittweise eine verantwortliche Stellung einnahm. Später habe ich mich oft gefragt, warum ich von der Sparkasse weggegangen bin; Bänker war und ist auch heute noch eine ‚Lebensstellung‘.

1985 wechselte ich in die Wirtschaft, wo ich bis zum Renteneintritt 1994 arbeitete. Während meiner Berufstätigkeit war ich ewiger Fernstudent – Finanzwissenschaften, Volks- und Betriebswirtschaft, Geschichte und Jura. Manche hielten mich für ein ‚wandelndes Lexikon‘, das bin ich aber nie gewesen.

Es hat lange gedauert, bis ich mich in das Rentnerleben hineingefunden habe. Meiner Frau war die Umstellung nicht so schwer gefallen, sie hatte schon länger gesundheitliche Probleme, u.a. Krebs. Zuvor war sie Kindergärtnerin, und das mit Leib und Seele.“

Über 20 Jahre später im Heim:

„Die Betreuung hier war von Anfang an sehr gut. Wir hatten erst ein Doppelzimmer, nach dem Tod meiner Frau zog ich in ein Einzelzimmer in einem anderen Wohnbereich. Ein Teil davon musste aber dann wegen Personalmangel geräumt werden, so kam ich in mein heutiges Zimmer.

Von Corona war hier anfangs noch nicht viel spürbar, wir hatten keine Fälle. Natürlich wurde kontrolliert, wer ein und ausging, es kam die Sache mit den Masken und so weiter. Doch

irgendwann fing es an zu 'brodeln' – die Leute durften nicht mehr aus dem Zimmer raus. Quarantäne!

Was während dieser direkten Krise in dem Heim geschehen ist, fand ich nicht in Ordnung. Wir wurden darüber informiert, dass im Haus eine infektiöse Person ist. Dann sprach man von zweien oder dreien in einem anderen Wohnbereich, schließlich von einem oder zwei Infizierten in unserem. Genau haben wir das nie erfahren. Dann wurde offensichtlich vom Gesundheitsamt verfügt, dass alle im Zimmer bleiben müssen. Keiner durfte raus. Das hat man akzeptiert, es war ja neu und bisher unbekannt.

Allerdings war die Sache nach zwei Wochen nicht beendet.

Da hieß es, die Quarantäne höre nun auf, doch am nächsten Morgen ging es weiter, weil eine Person in unserem Bereich neu infiziert war. Soweit ich weiß, war es dieselbe Bewohnerin, die es von Anfang an war. Vielleicht war die Infektion nicht rausgegangen. Kann auch sein, die Betreffende hat nichts weiter gemerkt. Es wurde weiter beobachtet, der Arzt war da ... Ich habe mich danach mit der alten Mutter unterhalten – jetzt ist sie wieder 'auf dem Damm'. Zum Glück!

Doch dass wir fast vier Wochen das Zimmer nicht verlassen durften, hat mir mächtig gestunken. Weil das normalerweise nach zwei Wochen abgeklungen und erledigt ist. Das war meines Wissens auch in einem anderen Wohnbereich so. Die Leute wurden, ohne nähere Informationen, fast vier Wochen eingesperrt wie im Knast.

Makaber an der ganzen Geschichte ist: Im Januar / Februar wurden in unserem Wohnbereich alle Bewohner geimpft. Sogar zweimal. Damit war ein Vollschutz gegeben. Wäre es nicht sinnvoller gewesen, die – bedauernswerterweise – in-

fizierte Person zu isolieren und zu überwachen, statt alle anderen einzusperren? Logisch ist das für mich nicht! Ich vermute, dass dies mal wieder eine amtliche Verfügung war, die befehlsmäßig ausgeführt werden musste und die niemand hinterfragen durfte.

Gewiss, auf eine wirkliche Pandemie war hier niemand mehr eingestellt, auch die Ämter nicht. Aber von einer öffentlichen Behörde hätte ich schon erwartet, dass sie nicht nur auf Zahlen und Paragraphen schaut, sondern auch auf die Menschen, für die sie eigentlich da sein sollte.

Mir liegt es fern, die ganze Verfahrensweise zu kritisieren; die Beschränkungen waren großteils notwendig und zu akzeptieren. Und ich betone: Das Personal hat erstklassig gearbeitet, das kann ich nicht genug loben. Es ist fast eine familiäre Atmosphäre.

Aber die Sache ist nicht spurlos an den Bewohnern vorübergegangen. Man spürt die Unruhe, die noch immer in ihnen steckt. Manche Leute von außen haben das auch erkannt und in den Medien über die hohe psychische Belastung der Heimbewohner gesprochen. Leider hat das die Gesundheitsbehörde im Falle unseres Heimes mit der erweiterten Quarantäne nicht beachtet. Hätte man die Infizierten isoliert, dann hätten die anderen wenigstens im Heim umhergehen können.

Die Anspannung merke ich auch. Ich bin ungeduldiger geworden gegenüber Fremdeinwirkungen. Ich hatte mich sonst immer verhältnismäßig gut im Griff. Aber in mir fängt es jetzt manchmal an zu 'kochen'. Das gab es früher ganz selten. Man muss ja auch bedenken, dass es ein völlig anderer Le-

bensabschnitt ist, wenn man aus der häuslichen Atmosphäre in ein Heim kommt. Man muss sich unterordnen, das macht man auch, sonst geht man ja nicht gern ins Heim; außer bei Alters- und Gesundheitsgründen, wo es zwingend notwendig ist.

Vielleicht bin ich einer der wenigen im Heim, die öfter sagen, was ihnen nicht richtig gefällt oder kritisch sind. Einige andere sagen die eigene Meinung nicht oder haben keine mehr. Ich habe aber bei den Mitarbeitern immer offene Ohren gefunden.

Man muss auch bedenken, dass das Personal überlastet ist, es fehlt einfach an Leuten. Man sieht ja, wie die Mitarbeiter teilweise stöhnen. Ich habe hier schon vier weggehen sehen, weil die Belastungsgrenze überschritten war.

Ich maße mir an zu sagen, dass wir alle in den nächsten Jahren noch schwer an den Folgen der Pandemie zu kauen haben werde. Allein die Billionen an Schulden müssen irgendwie abgearbeitet werden. Man kann nicht nur von Schulden leben. Ich vermute, einmal bricht dieses ‚jämmerliche Gebälk‘ zusammen, wenn hier nicht aufgepasst wird. Und wie manche Minister mit ihren Milliönchen umgehen – das ist schaurig. Manchmal sage ich mir, ich werde das hoffentlich nicht mehr erleben.

So gut ich kann, möchte ich mit meinen Erfahrungen mithelfen, dass diese ganze Coronakrise für das Land und auch für unser Heim gut abläuft. Ich habe mich natürlich sofort impfen lassen und versuche auch, Ungeimpfte vom Vorteil des Impfens zu überzeugen.

Ich kann da auch eigene Erfahrungen einbringen, weil ich selber ein paar Jahre lang ein Gesundheitsdezernat geleitet habe. Es war damals üblich, dass ein Nichtmediziner die Leitung hatte und der Kreisarzt war der Partner für die medizinischen Sachen. Ich war also für die Organisation des dortigen Gesundheitswesens zuständig. Das war in den 60er Jahren keine einfache Sache.

In dieser Zeit hatten wir zudem die Kinderlähmungsepidemie zu bewältigen – das war eine ganz schlimme Geschichte. Zwei meiner Freunde sind an Polio verstorben, ein anderer Freund hat einen gelähmten Arm. Die ‚Eiserne Lunge‘, die heute im Museum steht, hat damals manchem Erkrankten das Leben gerettet.

Die Menschen sind zu den Impfstellen ‚geströmt‘. Und siehe da, die Schluckimpfung hat geholfen!

Die Leute haben nicht gesagt: ‚Nee, ich glaub’s nicht.‘ Die kamen!

Gewiss, es gab auch eine Impfpflicht. Selbst in Schulen und Betrieben wurde geimpft. Es hat aber meines Wissens keine direkte Bestrafung bei Verweigerung gegeben; ich habe allerdings auch nichts von Verweigerern gehört.

Auch über die verpflichtende Pockenimpfung wurde nicht diskutiert, oder über die Röntgen-Reihenuntersuchungen wegen der Tuberkulose. Logisch, den Menschen steckte noch der Krieg in den Knochen. Das Elend und die Folgen waren allgegenwärtig. Die Erwachsenen hatten das alles miterlebt; sie sahen immer noch die Verletzten, die Toten und die Soldaten, die mit nur einem Arm oder einem Bein heimgekommen waren.

Ich glaube, heute geht es den Leuten ‚zu gut‘, die meisten



haben sowas nie erlebt. Man meint, es ist bis jetzt gutgegangen, warum soll es nicht mehr weiter gutgehen? Aus dem Erlebten heraus hieß es bei unserer Generation besonders: ‚Nie wieder Krieg und Faschismus; alles für den Frieden!‘ Hoffen wir mal, dass das jetzt auch alles gutgeht. Wir müssen optimistisch bleiben!“

### **(März 2022)**

„Um die Weihnachtszeit 2021 waren wir erneut drei Wochen und im Januar 2022 nochmal zwei Wochen in Quarantäne. Einmal betraf es das gesamte Heim, dann – beinahe fließend – die verschiedenen Wohnbereiche. Das war ebenso belastend wie zuvor; man durfte abermals das Zimmer nicht verlassen. Wir sahen die Leute aus anderen Wohnbereichen draußen herumlaufen und durften selbst nicht hinaus. Es wurde versäumt, aus den täglich Getesteten die Infizierten herauszufiltern und den negativ Getesteten zumindest den Gang auf den Balkon zu ermöglichen. Wieder wurden wir in unseren Zimmern eingesperrt. Der Missstand vom Vorjahr hat sich erst mal wiederholt. Irgendwann haben die Verantwortlichen vom Gesundheitsamt endlich kapiert, dass nicht die Gesunden isoliert werden müssen, sondern die Infizierten. Die allgemeine Meinung in unserem Haus über diese Behörde lautet, die seien vollkommen überfordert und alles gehe unkoordiniert vor sich.

Bei einer ganzen Anzahl der Heimbewohner verschlechterte sich der körperliche und psychische Gesundheitszustand. Ich höre von Zunahme der Demenzercheinungen, von Depressionen und selbst von Suizidgedanken.

Ende 2021 erfolgte die dritte Impfung und man war davon

ausgegangen, dass man vollständig geschützt sei, sowohl vor Ansteckung als auch vor Erkrankung. Die Booster-Impfung galt quasi als die Krönung des gesamten Impfvorganges. Doch dies erwies sich teilweise als Trugschluss, man hatte sich verschätzt. Das Virus ist durch die Hintertür wieder hereingekommen, hat aber seine Kraft verloren. Man muss nun annehmen, dass man damit leben muss, ähnlich wie mit der Grippe.

Das ist vielleicht die Quittung dafür, dass die Menschheit über ihre normale Lebenszielstellung hinausgegangen ist. Der Kapitalismus hat solche Blüten entwickelt, dass man meint, wir können alles, wir können die Welt erobern. Doch es gibt in der Natur Ereignisse, die nicht vorherbestimmt sind. Und es kann auch sein, dass sich durch irgendwelchen Unfug mal ein derartiges Unheil ereignet, dass alles hinübergeht.

Unsere Gegenwart ist plötzlich so krass geworden, dass im Februar die Katastrophe eines schauerlichen Krieges auf weltpolitischer Ebene ausbrach. Von Menschen gemacht! Das Thema Krieg hatte unsere und die nachfolgende Generation noch stark geprägt. Dann aber gliederte sich Ost und West auseinander. Die nächsten beiden Generationen nach uns wuchsen ohne die Erfahrungen der damaligen Zeit auf. Und nun werden auch noch die meisten Maßnahmen des Infektionsschutzes aufgehoben. Ich weiß nicht, was daraus wird.“

## **Einsam wie als Kind in der TBC-Heilstätte**

***(September 2021)***

Die ersten Monate im Pflegeheim hätten sich für Gisela B. plötzlich wieder so angefühlt, wie jene schlimme Zeit, die sie als Sechsjährige durchlitten hatte. Ihren Großvater hatte man noch in den Krieg eingezogen; von Finnland kam er zurück mit Tuberkulose. Sie, die Enkelin, steckte sich an und erkrankte an offener Lungen-TBC. Man brachte sie ins Krankenhaus nach Weimar, wo sie ein Jahr bleiben musste.

„Die Angst wegen der Krankheit war für mich nicht so schlimm wie die Sehnsucht nach Zuhause und die Einsamkeit. Meine Mutti konnte mich oft nicht besuchen, weil damals kaum Züge fuhren. Außerdem musste sie sich um meine beiden Brüder kümmern und arbeiten ging sie ja auch.“ In der Heilstätte hätte ein autoritäres Regime geherrscht. Obligatorisch wären nicht nur die regelmäßigen Kirchgänge gewesen – selbst für ungetaufte Kinder wie sie – auch sonst wären die Schwestern sehr streng gewesen.

Frau B. spricht langsam, sie muss sich darauf konzentrieren, die richtigen Wörter zu finden.

„Wir waren ja viele Kinder in Weimar, aber alle waren einsam und allein.“

Wegen der TBC bekamen sie besseres Essen, als es zu dieser Zeit üblich war. Einen Teil ihrer Rationen habe sie unterm Kopfkissen versteckt, um es der Mutti für die kleinen Brüder mitzugeben. Dann haben die Schwestern kontrolliert. „Ich

hatte furchtbare Angst davor, erwischt zu werden. Mehr als vor der Tuberkulose.“

Gisela B. sagt: „Wissen Sie, für ein Kind ist ein ganzes Jahr eine sehr lange Zeit.“

Während sie das sagt, sehe ich nicht die 82-jährige, von mehreren Schlaganfällen gezeichnete Frau vor mir, sondern das kleine sechsjährige Mädchen.

Sie erzählt vom Opa, bei dem sich dann auch ihre beiden Brüder und die Oma angesteckt hatten. „Aber wir hatten Glück, wir sind alle geheilt worden.“ Sie erinnert sich, wie sie damals mit ihrem Bruder mit dem Handwagen aus der Stadt über die Dörfer gezogen war und um Essen gebettelt hatte.

Aufgewachsen ist Gisela B. in Jena-Ost, in einer Siedlung unter dem Fuchsturm. Dort hatte sie den Krieg miterlebt, die Bombardierungen. Als sie nach jenem Weimarer Jahr wieder nach Hause kam, erschien ihr alles sehr fremd. Eingeschult wurde sie ein Jahr später als üblich.

Sie erlernte den Beruf Feinmechaniker, heiratete, bekam zwei Kinder und arbeitete viele Jahre im VEB Carl Zeiss, bis es ihren Betrieb nach der „Wende“ nicht mehr gab.

Im April 2021 fand sie sich im Pflegeheim wieder.

„Ich hatte Beschwerden. Es kam ein Auto und ich habe gedacht: Aha, die haben jetzt Bescheid gesagt und ich fahre mit dem Auto zum Arzt. Dann merkte ich, dass ich hierher gebracht wurde. Das habe ich vorher nicht gewusst. Das war für mich schlimm. Ich habe meinen ganzen Haushalt aufgeben müssen, weil ich nicht mehr allein zurechtkam.

Es war am Anfang sehr schwer; manche Heimbewohner waren nicht nett zu mir. Ich fühlte mich wie damals in Weimar.“

Auch hier im Heim hat sie noch niemand besucht. Ob der Sohn mal kommt, weiß sie nicht. Ihre Tochter käme gern, kann aber aufgrund eines Unfalls nicht. Immerhin können sie miteinander telefonieren.

„Dann habe ich hier eine Frau gefunden, die zu mir hält, und habe mich an sie gewandt. Inzwischen sind wir schon fast Freundinnen.“

Vor der Tuberkulose, sagt Gisela B., habe sie mittlerweile gar keine Angst mehr.

„Ich weiß, dass da jetzt viel gemacht werden könnte, wenn so ein Fall auftreten würde.“

Gegen Corona habe sie sich anfangs nicht impfen lassen, aus Angst. „Man wusste ja nicht, welche Impfung nun gut ist und welche nichts taugt. Im Heim habe ich mich dann doch impfen lassen. Mein Hausarzt kam hierher. Ich fragte ihn: ‘Sind Sie dafür, dass ich mich impfen lasse?’ Und er hat gesagt: ‘Ja, auf jeden Fall.’ Daraufhin habe ich mich impfen lassen und ich habe es gut überstanden. Eine dritte Impfung werde ich auch machen lassen.“

Dr. Hildburg Irmer, geborene Pottenstein  
Jahrgang 1921

## **Ich kann nichts gutheißen, was tadelnswert ist**

***(September 2021)***

Es ist nicht die Corona-Pandemie, die Frau Dr. Irmer vordergründig beschäftigt. Ihre Gedanken reichen weit in die Vergangenheit zurück. Noch weiter als die der meisten Heimbewohner, denn sie kann auf 100 Lebensjahre zurückblicken. Ihre Ausführungen umfassen, über ihre eigenen Erlebnisse und Erfahrungen hinaus, auch die jener Menschen, die sie von der Kindheit an prägten. Es geht um Prinzipien und moralische Werte, um erlittenes Unrecht im Zuge gesellschaftlicher Umbrüche, um den Umgang mit Krisen.

„Als meine Eltern heirateten, hatte der Vater vorerst nur die Vorprüfung als Veterinär vorzuweisen, hat aber später das Staatsexamen abgelegt und auch promoviert. Zu dieser Zeit, um 1919, waren die Deutschen in Böhmen schon zeitweise Anfeindungen ausgesetzt. Man hatte ihnen gesagt: Wenn ihr die Waffen niederlegt, könnt ihr euch für das Land eurer Wahl entscheiden. Aber entgegen der Zusicherung, dass keinem etwas passiere, hat man dann mit Maschinengewehren auf wehrlose Zivilisten geschossen.

Meine Mutter kam, wie auch mein Vater, aus einer Bauernfamilie, in der die Kinder schon früh auf den Feldern mithalfen. Sie war ausgebildete Lehrerin, lebte und arbeitete in Wien und hat später zusätzlich die Prüfung abgelegt, um als Katechetin Unterricht zu erteilen. Ihr war wichtig, vor allem

künftigen Frauen die Lehre aus der biblischen Geschichte katholisch zu vermitteln.

Ich wurde am 19. 09. 1921 in Weipert im böhmischen Erzgebirge geboren. Es war vorgesehen, dass ich, wie Mutter, Lehrerin werde. Dem Rat meiner Eltern folgend, habe ich zuerst 1941/42 in Dux die Matura gemacht; diese Reifeprüfung war damals noch international voll anerkannt. Ich entschied mich, den ärztlichen Beruf zu ergreifen. Nach dem Arbeitsdienst und dem Kriegshilfsdienst in einem Stadtkrankenhaus in Sachsen wurde ich zum Medizin-Studium in Leipzig zugelassen. Dort studierte ich fünf Semester, bis 1944 der Lehrbetrieb an der Universität wegen des Krieges eingestellt wurde. Wir waren aufgefordert, eine Tätigkeit zum Nutzen der Allgemeinheit aufzunehmen. Um in meinem Fachgebiet zu bleiben, ging ich zurück nach Weipert und arbeitete in einem von Nonnen geleiteten Städtischen Katholischen Krankenhaus als Hilfskraft im Labor und auf Station in der Krankenpflege. Ich habe dort viel gelernt und war fest einbezogen. Möglicherweise taten die Nonnen das auch für meinen Vater, der sich kostenfrei um ihren Tierbestand kümmerte und die Einhaltung der Hygienevorschriften überwachte.

Die Nonnen gehörten der Kongregation der Dienstmägde Christi an; sie besaßen nichts, was ihnen selbst gehörte. Sie hatten zwei schwarze Kleider in 30 Jahren. Die Schwestern waren arbeitsam, weltoffen, fröhlich und sehr kompetent in praktischen Dingen. Zwischenzeitlich hatte ich mal daran gedacht, selbst Nonne zu werden. Die Schwestern hatten ein hohes Ansehen; mit einem Zeugnis von ihnen konnte man überall eine Stelle kriegen.

1945 mussten wir Deutschen Böhmen verlassen. Die Flucht verlief für uns selbst verhältnismäßig einfach. Wir wohnten nur zehn Minuten von der Grenze entfernt; von unserem Küchenfenster aus konnten wir praktisch die Wachablösung sehen. Und mein Vater war ortskundig.

Ihn haben sie allerdings dort behalten, weil er Rindertuberkulose-Fachmann war und auch zuständig für Lebensmittel-Hygienemaßnahmen. Er arbeitete grenzüberschreitend und hatte auch die Tiere der Zigeuner und Fahrenden auf Infektionsfreiheit untersucht und danach freigegeben.

Als ich erfuhr, dass der Universitätsbetrieb in Leipzig wieder aufgenommen wurde, sprach ich vor. Doch dort wurde mir gesagt, ich könne nicht weiterstudieren, weil ich aus einem studierten Elternhaus komme. Zumal die Mutter Religion unterrichtet hatte. Also war für mich in der russischen Besatzungszone und unter den Kommunisten erst mal nichts zu machen. Freilich waren meine Eltern auch Bauernkinder, aber das zählte nicht.

Daher arbeitete ich in verschiedenen Kliniken, denn ich hatte zuvor das Kleine Schwestern-Examen erworben. Das entsprach der Ausbildung einer technischen Assistentin, die Tätigkeiten auf den Stationen und im Labor beherrschte. Mir kam zugute, dass ich in Chemie und Mathematik recht gut Bescheid wusste. Auch durch meinen Vater hatte ich allherhand über medizinische Verläufe erfahren.

Da ich nun in Leipzig keine Perspektive auf die Fortsetzung meines Studiums hatte, ging ich zusammen mit meiner Schwester und meiner Freundin nach Jena. Wir wohnten in Jena-Ost und hatten nach Kriegsende sehr wenig.



Meine Schwester ging zu Zeiss, weil sie als Lehrerin auch keine Stelle mehr kriegte. Meine andere Schwester war in der Landwirtschaft in Sachsen tätig.

In Jena arbeitete ich als Hilfsschwester auf der Entbindungsstation in der katholischen Frauenklinik von Dr. Bergmann. Die Häuser waren noch von Bombenschäden gezeichnet. Weil Teile der Wasser- und Abwasserleitung fehlten, musste ich das Wasser für die Wöchnerinnen nach oben und das Abwasser nach unten tragen. Ich war oft schon mittags fix und fertig. Aber wir bekamen sehr gutes Essen und ich verdiente 132 Mark im Monat. Davon konnte ich natürlich nichts für ein Studium zurücklegen. Doch ich habe in der Bergmannschen Klinik viel gelernt, habe bei Operationen assistiert und Äther-Narkosen gemacht.

Durch einen Zufall erfuhr ich, dass im damaligen Schott-Zeiss-Institut dringend jemand gesucht wurde, der mikroskopieren und im Labor mit Schimmelpilzen umgehen kann. Eine Voraussetzung war ein augenärztlicher Befund, dass ich acht Stunden am Tag am Mikroskop arbeiten kann.

Das Institut war der Vorläufer von Jenapharm (im Volksmund ‚Schimmel-Schott‘ genannt) und der Chef war Dr. Hans Knöll, der spätere Professor. Fortan arbeitete ich als Laborantin in der Antibiotikaforschung. Wir sind in die ehemaligen Weinkeller gegangen, haben Schimmelpilze gesammelt und getestet. Nach etwa drei Jahren wurde ich von Jenapharm an die Universität delegiert, wo ich – mit sieben Jahren Verspätung – mein Studium in Jena abschließen konnte.

In dieser Zeit hatte ich meinen Mann kennengelernt. Er stammte aus Schlesien und hatte dort ein Bauingenieur-Studium begonnen. Seine Eltern hatten in Neisse einen großen

Handwerksmeisterbetrieb. Während des Krieges war er verwundet worden; nach Kriegsende war er als Kriegsgefangener zum Wiederaufbau in einer Kolchose in Stalingrad. Infolge einer Erfrierung hatte er eine Amputation an den Zehen. In Jena gab es eine Bau-Institution, die Leute heranzubildete, weil viele Menschen aus den ehemals deutschen Gebieten hier untergebracht werden mussten. Es gab einen kleinen Kreis junger Ingenieure, die nach Feierabend noch projektieren und so auch für ihre Familien bauen konnten; so kamen wir verhältnismäßig schnell zu einer schönen Miet-Wohnung. Ich bekam dann unsere drei Kinder. Mein Mann war überzeugter Lutheraner. Letztlich bin ich konvertiert; denn die Alternative – katholische Töchter, evangelische Söhne – solche Zustände wollte ich nicht. Er hatte seinen Glauben, ich meinen, und wir kamen gut damit klar. Ich blieb eine Weile zuhause, denn mir war wichtig, meine drei Söhne selber zu stillen und zu erziehen.

Anschließend kehrte ich zurück zu Jenapharm und wurde Mitarbeiter der Abteilung Pharmakologie unter der Leitung von Dr. Urban (später Professor und mein Doktorvater). Ich verdiente plötzlich 400 Mark im Monat und kam mir vermögend vor.

Meine Promotion hat Jenapharm finanziert. Ich musste lediglich zusichern, dass ich nicht innerhalb der nächsten drei Jahre heimlich nach Westdeutschland gehe. Meine beiden Schwestern hatten sich entschieden, mit ihren Ehemännern zu den Verwandten nach drüben zu gehen. Aber das kam für mich nicht in Frage, denn ich war Jenapharm und Thüringen für meine Ausbildung sehr dankbar. In meinen Augen war das in Westdeutschland alles fauler Zauber – von Nichts war

dort drüben plötzlich alles da. Das war mir zu rasch gewachsen. Wenn man sah, wie die alle hochgekommen sind, das hatte was Tumorartiges.

Es ging aufwärts bei Jenapharm, in der Arzneimittelentwicklung haben wir damals angefangen mit Penicillin und Chloramphenicol.“

Frau Dr. Irmer blieb bis zum Renteneintritt bei Jenapharm. Vor vier Jahren zog sie ins Heim, nachdem ihr Mann verstorben und sie später – allein in ihrer Wohnung – ohnmächtig geworden war.

„Die Umstellung ist mir schwergefallen. Ich war als Ärztin daran gewöhnt, Anordnungen zu erteilen und auf zügige Erledigung zu achten; alles musste hintereinander weggehen. Und hier heißt es: immer mit der Ruhe! Als ob wir von den Schnecken abstammen würden! Ich habe einen anderen Rhythmus und bin Frühaufsteher. Damit bin ich hier nicht so ganz glücklich. Das sage ich auch, denn ich kann nicht gutheißen, was schlecht ist. Und nichts ist so gut, dass es nicht besser gemacht werden könnte, das habe ich in meinem Beruf gelernt. Es geht schon los beim Thema Pünktlichkeit.“

Gegen Corona geimpft ist Frau Dr. Irmer nicht. Doch auf die Frage, ob sie ein prinzipieller Impfgegner sei, hebt sie abwehrend die Hände. „Um Himmels willen, das weise ich weit von mir! Ich würde die bewährten Impfstoffe den kleinen Kindern nie nehmen wollen.“

Doch die Entwicklung der Corona-Impfstoffe sei ihr einfach zu schnell gegangen. In der Zeit bei Jenapharm habe sie alles vorschriftsmäßig mitgemacht. „Damals handelte es sich um Impfstoffe, die zugelassen und getestet waren, die sämtliche

Feldversuche durchgemacht haben. Bei der heutigen Zulassung sehe ich nicht so ganz klar. Es heißt, man müsse das machen – ich kann und will das nicht beurteilen.“

In diesem Zusammenhang greift sie auf ihre eigenen Erfahrungen wie auch auf die frühe elterliche Prägung zurück:

„Mein Vater, der ein erfahrener Tierarzt war, hat immer gesagt: ‘Deine Mutter hat dich acht Monate gestillt, das schützt vor Infektionen’. Es heißt ja auch: ‘Das hat er mit der Muttermilch getrunken.’ Damit sind nicht nur Augen- oder Haarfarbe, die Figur oder ähnliche Dinge gemeint, sondern es stecken auch biologische Wertigkeiten mit drin.“

Schlimm sei es früher mit der Tuberkulose gewesen. Neben der Lungen-TB kursierten u.a. Knochen-, Augen-, Bauchfell- und weitere Tuberkulosekrankheiten. Ein Antibiotikum, das man anfangs einsetzte, habe bei einigen Kindern zur Ertaubung geführt. Heute wisse man mehr über die Tuberkulose.

„Wichtig ist, dass die Leute ordentlich zu essen haben, es gibt auch gute Antibiotika dagegen. Diese Krankheit ist zum Glück weitgehend überwunden – zumindest hierzulande. Wollen wir hoffen, dass sie nicht wiederkommt.“

Durch meine Arbeit habe ich vieles erfahren, was andere Leute nicht so wussten. Deswegen bin ich auch in mancher Hinsicht sehr kritisch und sage: Ich lobe nichts, was fragwürdig ist. Bezüglich der Impfung bin ich skeptisch. Meiner Meinung nach kommt es darauf an, wie ein Impfstoff erprobt wird. Man fängt erst mal mit dem Tierversuch an und geht zuerst auf die niedrigsten Dosierungen. Nur dann, wenn etwa 20 Jahre nicht irgendwelche furchtbaren Sachen passieren, kann man weitermachen. Jetzt nehmen sie es aus dem Labor

und verkaufen es. Das ging für meine Begriffe alles zu schnell. Ich habe diese Entscheidung für mich getroffen.

Gewiss liegt die Verbreitung der Viren auch am Verhalten der Leute. Für mich ist das Abstandhalten, gerade in der jetzigen Pandemie, eine Selbstverständlichkeit. Eine Verwandte meines Vaters war im Ersten Krieg an Tuberkulose erkrankt, Freundinnen von mir sind daran gestorben. Das hat mich geprägt. Manche mir nahestehende Leute haben später nie verstanden, warum ich sie nicht umarmte und küsste. Das war früher nicht üblich – eben wegen der Ansteckungsgefahr. Doch wer so etwas nie kennengelernt hat, dem ist die gebotene Distanz natürlich fremd.

Aber vieles, was sich heute ereignet – zum Beispiel die Klimawandlung – das hat es auch schon vor 4000 Jahren gegeben. Es entstanden Wüsten und Wälder und anderes. Heute sagt man, das liege am Kerosin usw.; aber solche Veränderungen hat es schon gegeben, als noch kein Mensch wusste, was Kerosin ist. Kaum jemand spricht darüber, dass all das auch mit den Sternen und den Einflüssen aus dem All zu tun hat.

Es ist ja auch bekannt, dass sich Viren in bestimmten Zeiten mehr oder weniger verbreiten. Wann es vorbei ist, lässt sich nicht politisch bestimmen, das ist eine biologische Sache. Es gab viele kluge Leute, die das sagten, aber ihre Stimmen wurden nicht gehört. Ich nehme es der Politik persönlich übel, dass man beispielsweise auf das Demonstrationsrecht pocht.

Entscheidungen sollten nur von sehr verantwortungsbewussten Leuten getroffen werden. Nicht von welchen, denen ihre Parteikarriere wichtiger ist als die Menschen. Und die scham-

los geistiges Eigentum stehlen. Da wird geredet und geredet, aber dass es in Deutschland Leute gibt, die keine Wohnung haben und auf dem Bahnhof schlafen müssen – das ist ja wohl das Allerletzte.“

### **(März 2022)**

Wie die anderen Heimbewohner war auch Frau Dr. Irmer im Winter 2020/21 längere Zeit in Quarantäne.

„Ich war darüber aufs Äußerste erbost und empfand dies fast als Schikane. Ich war nicht einverstanden damit, dass ich, ohne nachweisbar krank zu sein, isoliert wurde.

Nach etwa einem Jahr folgten erneut drei Wochen Quarantäne. Doch diesmal ging ich persönlich anders damit um:

Einzelhaft! Auf einmal Ruhe. Das, was mich so erbost hatte, erwies sich als Gewinn und Freude. Ich konnte vieles zu Ende denken, lesen, Handarbeiten machen, neue Erkenntnisse finden und etwas schriftstellern. Etliche Gedichte und Lieder fielen mir wieder ein, Mathe und Formelableitungen, lateinische Texte, auch las ich viel von Goethe, während fast alle anderen sich so gelangweilt haben sollen. Ich nicht! Ich war als Gefangene frei, meine Zeit ausschließlich für meine Interessen zu nutzen.

Die Gedanken sind frei! Dieser Liedtext ist sehr gut und wahr!“

## **Krieg ist viel schlimmer als Corona**

***(September 2021)***

„Als es losging mit Corona, haben wir das hier gar nicht so empfunden. Sie passen ja auf, damit nichts passiert. Freilich müssen alle Mundschutz tragen, aber das ist doch nicht schlimm, das sieht man ja auch in Kliniken. Wir haben die vom Heim gekriegt; sie sind zwar verdammt eng und ich kriege schlecht Luft, aber wenn ich zum Einkaufen gehe, setze ich sie eben auf.

Im Sommer 2020 hatten wir auch mal eine Zeitlang Quarantäne, es durfte keiner rein und keiner raus. Das fand ich aber nicht so schlimm. Da sind meine Angehörigen eben unten gewesen, ich habe das Fenster aufgemacht und wir haben uns unterhalten. Das ging auch! Sogar die kleinen Kinder waren mit da.

In dieser Zeit durften wir auch nicht einkaufen gehen, doch wenn wir etwas brauchten, hat es das Personal besorgt. Das brauchte man nur zu sagen.

Wir sind am 4. Advent 2020 getestet worden, am 13. Januar 2021 das erste Mal geimpft, im Februar das zweite Mal. Jetzt ist die dritte Impfung im Gespräch, aber bis jetzt wissen wir noch nichts.

In anderen Ländern haben sie wohl schon eher geimpft. Ich habe gehört, in Deutschland hätten sich die Verantwortlichen nicht gekümmert und den Impfstoff zu spät verlangt. Ich habe aber kürzlich mit einer Frau aus unserem Heim gesprochen, die hatte tatsächlich Corona gehabt. Eine ganz

nette Frau! Sie weiß bis heute nicht, wo sie sich infiziert hatte. Sie sagte aber, dass sie die ganze Zeit über gut betreut worden ist. Nun wusste ich auch, warum wir im Sommer mal drei Wochen Quarantäne hatten.

Das ganze Corona hat mich eigentlich nicht so sehr berührt, weil wir uns nicht so verrückt machen lassen. Das bringt doch nichts. Ich sage immer: Es muss!

Aber ich sage es offen und ehrlich: Wenn man das Fernsehen anmacht – was bringen sie? Corona, Corona, Corona. Also ich hab keine Angst, wir sind doch geimpft. Und sollten wir es kriegen, dann haben wir eben Pech gehabt.“

Frau K. lebt seit sieben Jahren im Heim. Sie war bei der Gartenarbeit gestürzt. Unfallklinik, Krankenhaus, Kurzzeitpflege, dann kam sie hierher ins Pflegeheim. Sie hatte zuvor nie darüber nachgedacht, und dann ging alles ganz schnell. Eines ihrer drei Kinder wohnt in der Nähe und hatte alles vermittelt.

Ob ihr das schwergefallen sei? „Tja, was wollte ich denn machen? Man muss sich eben gewöhnen, einer ist so, der andere so. Im ersten halben Jahr war ich im Zweibettzimmer, nacheinander mit vier anderen Bewohnerinnen. Mit dreien war es prima, mit einer nicht. 2015 habe ich das Einzelzimmer gekriegt, nun bin ich wieder allein.“

Aufgewachsen ist Olga K. in Jena. Sie waren sieben Kinder, vier Mädchen und drei Jungen. „Ich bin 1936 in die Schule gekommen und 1939 fing der Krieg an. Dann ging das ratz-fatz. Immer nur Fanfare und Meldungen, was sie alles eingenommen haben. Aber im Grunde genommen war es großer Mist.

Als Kind habe ich in Jena einiges miterlebt. Wenn wir in der



Schule waren und die Sirene ging, mussten wir in den Luftschutzkeller. 1943 fielen in Jena die ersten Bomben. Wir waren gerade in der Küche, als der Alarm kam. Mein Bruder ging auf den Balkon, man hörte schon die Flieger. Mutter ging mit uns in den Luftschutzkeller, dort hatten wir auch ein altes Luftschutzbett. Als wir gerade die Kellertreppe hinunter stiegen, kam mein Bruder hinterher geschossen und schrie: 'Die haben jetzt die Bombenklappen geöffnet!' Dann hörten wir es schon donnern; die Engländer hatten das Südwerk bombardiert. Der Uhrturm unserer Südschule war auch weg und das erste Wohnhaus in der Moritz-Seebeck-Straße. Da hat man erst mal mitgekriegt, wie es im Krieg zugeht. Dann gab es dauernd Fliegeralarm und oben am Berg waren Fesselballons von der Wehrmacht.

Zwei meiner Brüder wurden 1943 eingezogen, einer war knapp 18. Der dritte hatte sich freiwillig gemeldet, der blöde Hund! Zum Glück sind alle aus dem Krieg wiedergekommen. Mein Vater war Jahrgang 1899 und wurde im letzten Jahr des Ersten Weltkriegs eingezogen. Er erzählte, er habe dort einen alten Schimmel gehabt, aber schießen musste er nicht. Im Zweiten Weltkrieg war er von der Wehrmacht freigestellt, weil er bei Schott gearbeitet hat.

Von Konzentrationslagern habe ich lange nichts gewusst. Ob meine Eltern etwas gewusst haben, weiß ich nicht. Vielleicht sprachen sie nicht darüber, wenn wir Kinder zuhörten. Erst 1944 habe ich gesehen, wie man einen Trupp Leute aus dem Konzentrationslager durch unsere Straße gejagt hat, den Beutenberg hinunter und die Karl-Liebnecht-Straße entlang. Die hatten Hunde dabei und ich sah, wie sie einen Mann

hingeschmissen und gequält haben. Da habe ich erstmals gesehen, was da los war.

1945, als sie Jena zerbombt haben, war ich in der Rhön. Wir haben als Jungmädeln in Friedelshausen in einem Heim gewohnt und mussten jeden früh kurz vor 7.00 Uhr einen Kilometer runter nach Hümpfershausen gehen. Ich habe dort im Bauernhof gearbeitet. Abends zehn vor sieben mussten wir wieder im Heim sein. Dort haben wir auf Strohsäcken geschlafen. Jede Woche kam Militär, sie haben geguckt, ob der Strohsack gerade liegt. Wir waren 26 Mädels und eine Leiterin und hatten eine halb-militärische Ausbildung. Damals gab es auch die Fremdarbeiter; auf dem Hof in der Rhön war ein Franzose. Ich saß beim Essen mit den Bauern und ihren beiden Kindern an einem Tisch, der Franzose musste an einem anderen Tisch allein essen. Das hat man auch öfter kontrolliert. Er hat aber dasselbe gegessen wie wir.

Unsere Unterführerin war auch beim Bauern angestellt. Die wurde plötzlich weggeholt, und der Franzose war auch fort. Damals habe ich mich nicht darum gekehrt. Inzwischen denke ich, die beiden hatten was miteinander, wenn ihr Mann gerade fort war. Das war ja verboten.

Im Frühjahr 1945, nach einem Jahr, fuhren wir nach Hause. Im Bahnhof Wasungen stand im Dunkeln ein Zug mit Soldaten, die haben uns freundlicherweise in Richtung Erfurt mitgenommen. Die Brücken über die Ilm wurden gesprengt und es rollten schon die Ampanzer. Wir sind gerade noch rausgekommen bei Nacht und Nebel.

Als ich in Jena ankam, war Fliegeralarm. Die Mutter, der kleine Bruder und ich, wir waren im Keller bei Schott, 45 Meter

unter der Erde. Da haben wir auch was zu essen gekriegt. Als wir wieder rauskamen, waren die Amis da.

Nach dem Krieg war's ja irgendwie haarig. Ich wollte eigentlich Erzieherin werden. Aber 1945 hieß es: Alles, was Hände und Füße hat, muss in die Landwirtschaft. Also lernte ich auf einem Bauernhof in der Nähe von Rauschwitz. Dort wohnte ich mit einem weiteren Mädchen in einer kleinen Kammer. Früh vor fünf mussten wir im Stall sein, abends halb sieben gab es Abendbrot. Wir haben dann noch abgewaschen und halb acht waren wir fertig. Sonntags hatte ich dreimal am Tag zehn Kühe zu melken, die anderen Stunden hatte ich frei. Außer in der Ernte, wenn das Wetter umzuschlagen drohte. Es war ja die Zeit, als es fast nichts mehr zu essen gab. Anfangs bekamen wir noch Fett und Marmelade oder richtigen Sirup. Dann aber sagte der Bauer, man hätte bei ihm im Gewölbe eingebrochen. Die Polizei kam und es hieß, der Hund hätte die Spur bis zu einem bestimmten Haus im Nachbarort verfolgt, in dem ein Dieb gewohnt habe. Vor der Tür hätten sie kehrt gemacht und gesagt: Hier ist nichts! Der Polizist habe seinen Hund genommen und sei gegangen. Ich rätsle noch heute, was da wirklich geschehen war.

Von da an haben wir nur noch Mehlfett gekriegt – Fett mit Mehl gestreckt. Und statt Sirup bekamen wir Melasse zu essen. Viehfutter!

Die Leute aus der Stadt haben noch weniger gehabt. Anfangs, als wir noch Fett gekriegt haben oder ein Stück Wurst zu unserem Brot, habe ich alles in einem Glas aufgehoben und zu meinen Eltern nach Jena mitgenommen. Immerhin konnten wir Äpfel oder Birnen vom Baum essen, das konnten sie in der Stadt nicht.

Die Leute haben alles Mögliche gebracht, um mal ein Stück Brot oder Wurst zu kriegen. Es hieß ja dann auch: Die Bauern brauchen nur noch Teppiche für ihre Ställe. Das war tatsächlich so, ich weiß es noch genau.

Auf dem Dorf war es trotzdem nicht leicht. Im Krieg und danach mussten die Bauern ja abliefern. Und wehe, die konnten nicht! Als ich gelernt habe, hatten wir in dem einen Jahr das Korn abgehauen, abgerafft und Puppen aufgestellt. Dann hat es drei Wochen lang geregnet. Das Korn ist ausgewachsen und war nichts mehr wert. Daraufhin kam extra ein Mann von der Regierung und kontrollierte.

Sieben Jahre war ich in der Landwirtschaft. Obwohl meine Lehrstelle staatlich anerkannt war und ich auch alles lernen musste, durfte ich mich nur Hilfsarbeiter für Landwirtschaft nennen, weil ich beim privaten Bauern war. Die anderen, die dann in der LPG gelernt haben, nannten sich Facharbeiter für Landwirtschaft.“

Von 1948 bis 51 war Frau K. noch in ihrem Beruf in Jenaprießnitz tätig, heiratete dann und zog nach Jena-Ost. Weil es hier keine Landwirtschaft gab, arbeitete sie bei verschiedenen Familien im Haushalt; bei der eines leitenden Zeiss-Angestellten 15 Jahre lang.

In einer der Familien – sie hatte drei Kinder – waren beide Eltern tuberkulosekrank. „Angst, mich anzustecken, hatte ich nicht, die beiden waren auch schon ein bisschen geheilt. Außerdem ist auch immer mal der Röntgenzug gekommen und man ist dann geröntgt worden.“

22 Jahre lang hat Olga K. schließlich in Heimarbeit für die Kleiderwerke genäht und sollte, so der Wunsch des Betriebes, noch übers 60. Lebensjahr hinaus weiterarbeiten. „Das

wollte ich aber nicht. Am 20. April bin ich in Rente gegangen. Bereits am 1. April hatte ich die Rente auf dem Konto. Heute müssen die Leute länger arbeiten und dann noch einen Monat auf ihr Geld warten.

Heute machen sie die DDR immer schlecht. Aber wir wollen doch mal ehrlich sein: Wir hatten unsere Arbeit, wir hatten zu essen und die Kinder waren versorgt; mögen die von der SED gemacht haben, was sie wollten. Das hat man ja erst hinterher alles erfahren. Davon haben wir gar nichts mitgekriegt, genauso wie mit den Konzentrationslagern.

Ja, wir haben schwierige Zeiten mitgemacht. Aber wir sind nicht verhungert und es ging immer irgendwie weiter. Das würde ich heute auch den jungen Leuten sagen, aber danach müssten sie eben auch fragen. Wenn man von alleine darüber erzählt, heißt es: 'Ach das ist doch alles Schnee von gestern'. Oder: 'Du brauchst gar nichts vom Krieg zu erzählen, man hört und sieht genug.'

Hier im Heim reden wir manchmal miteinander, leider hat das Personal oft wenig Zeit. Ansonsten besteht kaum Interesse am Reden. Und die jungen Leute lassen sich auch nichts sagen.

Aber man kann nur hoffen, dass keine Kriege mehr kommen. Wir haben jetzt seit 1945 einigermaßen Ruhe gehabt. Hoffentlich bleibt das. Krieg ist viel schlimmer als dieses Corona, weil sie hier auf uns aufpassen.“

## **In der Politik fehlt es an Menschlichkeit**

*(April 2022)*

Die coronabedingten Quarantänemaßnahmen hätten ihn kaum eingeschränkt, sagt Ernst H. Seit 2015 wohnt er mit seiner Frau im Heim. Gewiss, auch sie seien dreimal „eingesperrt“ gewesen und durften das Zimmer nicht verlassen. „Doch meine Frau kann nicht mehr laufen und liegt fest im Bett. Sie wird meist flüssig gefüttert, das mache ich – wenn ich kann – oft selbst. Daher verbringe ich ohnehin die meiste Zeit in unserem Zimmer. Ich kann selber schlecht laufen und lasse sie auch nicht gern allein. Selbst mit den Besuchen hatten wir Glück. Unser Sohn kommt etwa alle acht Wochen zu Besuch, denn er wohnt weiter weg. Immer, wenn der Besuch anstand, war gerade keine Quarantäne. Sie mussten nur einen Test machen.

Meine größte Sorge war, dass es uns auch erwischt mit Corona. Wir haben uns natürlich impfen lassen und ich warte auch schon auf die vierte Impfung.

Das Einzige, was ich wirklich vermisst habe, waren die Kulturveranstaltungen im Haus, zum Beispiel die drei Frauen, die manchmal hier musizieren. Die einzige kulturelle Abwechslung, die es in dieser Zeit gab, war das Balkonsingen; das fand ich schön und dafür war ich sehr dankbar.

Mir fehlten auch die zeitweise ausgefallenen Zusammenkünfte, wenn Frau Morgenroth Klavier spielt; denn die genieße ich sehr.

Allerdings musste ich auch einmal zwischendurch rausgehen;

es wurden die alten Schlager gespielt, zu denen wir früher – meine Frau und ich – so gern getanzt haben. Das ging mir sehr nahe. Jetzt im Alter kommt eben vieles aus der Kindheit und Jugend wieder hoch.

Aufgewachsen bin ich im Jenaer Damenviertel, ich hatte drei Geschwister. Meine Mutter kam aus einfachen Verhältnissen, aber Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe war das Wichtigste in der Familie. Mein Vater war Österreicher, aber eigentlich habe ich nie einen Vater gehabt. Der Papst hat seinerzeit von den Katholiken erwartet, dass diese in die NSDAP eintreten. Das tat mein Vater auch, zusammen mit seinem Klub junger Katholiken. Dadurch ist die Ehe meiner Eltern zerbrochen, denn meine Mutter war gegen die Nazis.

Auf dem Beutenberg in einem Lager waren damals polnische und russische Zwangsarbeiter. Meine Mutter sah, wie die Menschen hungerten. Ihr Onkel und ihre Tante waren Bauern und wir hatten einen großen Garten. Mutter hat manchmal Kartoffeln gekocht, in Zeitungspapier gewickelt und ich habe sie auf die Aschekübel gelegt. Das hat einer gesehen und uns angezinkt. Von da an bekam es meine Mutter mit der Gestapo zu tun; wir lebten in ständiger Angst. Jedes Mal, wenn die an die Tür wummerten, bin ich umgefallen vor Angst. Ich war damals 13 Jahre alt und habe seitdem epileptische Anfälle.

Zur Strafe wurden uns die Lebensmittelmarken entzogen – auch uns Kindern. Die meisten Menschen bei uns in den Straßen haben zusammengehalten. So lag bei uns öfter mal etwas zu Essen vor der Tür. Nebenan der Bäcker legte uns ab und zu ein Brot ins Fenster seines Backhauses, das meine Mutter nachts abholte. Trotz der Hilfe hat es aber nicht

gereicht; ich wog mit 16 Jahren halb so viel wie später mein Sohn im gleichen Alter. Mein kleiner Bruder ist, obwohl wir alles für ihn getan haben, praktisch verhungert. Vor allem zu einem Zeitpunkt, als wir schon geglaubt hatten, wir wären über den Berg – 1948, genau 13 Tage vor seinem zehnten Geburtstag.

Übrigens: Einen der Aufpasser vom Beutenberg kannte ich. Ich weiß noch genau, welches Grundstück der sich gekauft hatte von dem Geld, das er mit den schwarz verkauften Lebensmitteln erwirtschaftet hatte.

Nach dem Krieg hatten die Amerikaner ihre Kommandantur im Oberlandesgericht. Meine Mutter ging mit mir dorthin und bat darum, wieder Lebensmittelmarken zu bekommen. Doch die sagten, das ginge sie nichts an, wir sollten uns an die deutschen Behörden wenden. Dort saßen aber noch dieselben Leute, die uns die Marken weggenommen hatten. Wir bekamen keine Lebensmittelkarten.

Im Juni kamen die Russen. Am nächsten Tag klingelte es bei uns. Vor der Tür standen eine Frau und ein Mann – zwei völlig abgemagerte Gestalten in zerschlossener Kleidung mit roten Armbinden. Sie brachten uns unsere Lebensmittelmarken. Ich weiß nicht, wer diese Leute waren. Aber ich glaube, die wussten, dass wir es waren, die für die Zwangsarbeiter Kartoffeln gekocht und rausgelegt hatten.

Ursprünglich wollte ich Tierarzt werden, deshalb ging ich zur Oberschule. Die habe ich aber nach der zehnten Klasse verlassen, um Bäcker zu werden, weil ich etwas in die Familie einbringen wollte. Wir wollten ja aus den Hungerjahren herauskommen. Daraus wurde nichts, weil ich vorm Ofen immer umgefallen bin.



Dann wollte ich Förster werden. Dafür musste ich aber erst mal Forstarbeiter lernen, dazu war ich zu schwach. Ich habe Gärtner gelernt und anschließend drei Jahre in verschiedenen Betrieben der DDR gearbeitet – im Zierpflanzenbau, im Gemüsebau und in der Baumschule. Mit diesen Voraussetzungen durfte ich dann zur Fachschule.

Nach dem Abschluss wurden uns drei Stellen angeboten. Ich ging nach Herzfelde, um dort einen Betrieb aufzubauen. Das Vorhaben musste ich aber abbrechen, weil unser Sohn schwer krank wurde. Er hatte eine schwere Hüftgelenkskrankheit, die damals nur in der Jenaer Kinderklinik in Verbindung mit Eisenberg behandelt werden konnte. So zogen wir Hals über Kopf in die alte Heimat zurück. Unser Sohn musste drei Jahre im Beckengips liegen. Das war eine schwere Zeit, vor allem für meine Frau.

Ich bekam einen Gartenbaubetrieb und eine Wohnung in Zöllnitz zugewiesen. Als unser Junge gesund war, kam er in den Kindergarten. Doch der örtliche Kindergarten war über Mittag geschlossen. Da wir nun beide arbeiteten und nicht zwischendurch nach Hause gehen konnten, ging unser Junge in den Kindergarten Laasdorf. Im ersten Sommer habe ich ihn auf dem Moped hingebacht und abgeholt. Im Winter habe ich es mit dem Schlitten über die Wiesen versucht, der kippte aber immer um.“

Zufällig erfuhr Ernst H., dass in der Laasdorfer Gärtnerei ein Lehrmeister gesucht wurde, und nahm die Stelle an. Dafür absolvierte er ein pädagogisches Zusatzstudium, hieß offiziell Gartenbau-Ingenieur-Pädagoge, doch für seine Lehrlinge war er der „Meester“.

Aufgrund seiner Epilepsie-Erkrankung hatte Ernst H. im Laufe

der Jahre zahlreiche Unfälle. Wegen eines besonders folgenreichen Sturzes wurde er mit 59 Jahren arbeitsunfähig.

„Meine Frau arbeitete in Jena bei der Feuerwehr. Sie war übrigens in der DDR die einzige Frau mit Mannschaftsdienstgrad, die mit der goldenen Feuerwehrmedaille ausgezeichnet wurde. Die Jenaer Feuerwehrleute schätzten sie sehr, weil sie zu jeder Zeit hilfsbereit und pflichtbewusst war. Als sie pflegebedürftig wurde, habe ich sie zuhause noch zwei Jahre betreut. Wegen meiner ständigen Anfälle hatte man uns zu einem Heimplatz geraten, aber ich wollte nicht. Doch 2015 ging es nicht mehr, seitdem sind wir hier.“

Er habe sich mit seiner Frau immer beschäftigt, vor allem viel Domino gespielt, sagt Ernst H. und holt das Kästchen mit den Spielsteinen aus dem Schrank. Es zählt zu den wenigen Dingen, die sie mitnehmen konnten ins Pflegeheim. Die Steine sind etwas Besonderes, denn damit hatte schon 1911 die Mutter seiner Frau gespielt. Deren Vater habe sie einst aus gefärbtem Holz und Knochen selbst gefertigt.

Ebenfalls mit umgezogen ist ein Ordner voller Zitate und Aphorismen; diese zu sammeln, sei eine Leidenschaft von ihm. Kein Wunder also, dass er zu vielen Themen einen Spruch parat hat.

Ernst H. sei dafür, dass die Impfpflicht wieder eingeführt wird; vor allem aber solle die Menschlichkeit wieder eingeführt werden, denn überall herrsche Mord und Totschlag. Und Betrug!

Heutzutage gehe es nur noch ums Geld. Bereits Rousseau habe schon sinngemäß gesagt: Gibt man dem Kapital Freiheit, wird es die Schwachen unterdrücken.

Eine Aussage von Mark Twain, wonach Gleichgültigkeit

schlimmer als Hass sei, komme ihm jedes Mal in den Sinn, wenn er an folgende Episode denke:

„Um 1934 begann die Ehe meiner Eltern, in die Brüche zu gehen. Der Vater wollte verhindern, dass meine Mutter weiterhin beim Händler Friedmann, einem Juden, einkaufen ging. Sie hatte immer bei ihm gekauft und wollte sich das nicht verbieten lassen. Wir hielten damals in der Paulinenstraße im Hof Hühner und er betrieb an der Ecke Sophienstraße einen Laden, wo er u.a. mit landwirtschaftlichen Produkten handelte und auch Eier von uns aufkaufte. Großmutter nannte ihn ‚unseren Eier-Friedmann‘. Ich sehe heute noch vor mir, wie er in seiner Tür steht: Groß, kräftig, Vollglatze, großer Bart und meistens kam der Spruch: ‚Na Kleener, willstste Bombom?‘ Er war für uns die Inkarnation des Weihnachtsmanns. Vor einigen Jahren ging ich durch die Grietgasse und sah, dass die Leute über irgendwelche Steine liefen. Ich wusste nicht, was das war und sah genauer hin. Plötzlich las ich ‚Friedmann‘. Mir hat es fast das Herz zerrissen! Ich finde die Namen auf dem Erdboden, wo die Leute achtlos drauf herumtatschen, unerträglich. Es gibt an vielen Jenaer Häusern Tafeln mit den Namen der Leute, die dort gewohnt haben. Warum hat man das bei diesen Menschen nicht ebenso gemacht?

Aber heute wird vieles in den Dreck getreten; es geht nur noch ums Geld. Und um die Macht. Um die Wahrheit jedenfalls nicht! Da muss man nur an die Nachkriegszeit denken. Wir bezahlten die Reparationskosten und die anderen hatten den Marshallplan. So haben wir im Osten dafür gesorgt, dass es denen im Westen gutgeht. Aber davon will heute keiner mehr was wissen. Man spricht nur über den ‚Unrechtsstaat‘


und dass wir Faulenzer waren. Man spricht über die damaligen KZ, aber nicht über Guantanamo, wo es auch heute noch so zugeht. Man redet auch über den Mauerbau, aber nicht über dessen Ursachen. Da waren zum Beispiel 1953 zwei junge Leute aus dem Westen zu uns zum Studium gekommen. Sie kriegten, ebenso wie wir, jeden Monat 120 Mark Stipendium, für eine Eins im Abschluss nochmal 120 Mark und für eine Zwei 60. Die beiden Übersiedler wurden hochgehoben und bekamen die besten Angebote in den Betrieben. Und was ist passiert? Sie sind wieder zurück in den Westen gegangen und haben noch fünf von unseren Leuten mitgenommen. Sieben Leute – was haben die unseren Staat gekostet! Wir haben also Fachkräfte ausgebildet, damit es denen drüben gutgeht. Ähnlich war es nach der Wende. Was wir mit unseren Händen aufgebaut hatten, wurde weggerissen, Betriebe wurden kostenlos übernommen und vieles platt gemacht. Es ist ja auch nie von ‚Menschen‘ die Rede! Es heißt, da werden ‚Arbeitsplätze gestrichen‘ oder ‚Betriebsabteilungen geschlossen‘. Um ‚Menschen‘ geht es nicht!“

Besonders verärgert ist Ernst H. über Politiker, die nur von „Wählern“ sprechen. „Die haben selbst aus dem Christentum eine marktwirtschaftliche Religion gemacht und wollen Wähler kaufen.“ Ebenso wenig Verständnis habe er dafür, dass seitens der Politik nichts gegen den Personalmangel in den Heimen unternommen wird. „Die Mitarbeiter bei uns bemühen sich sehr, aber ihnen werden fast übermenschliche Leistungen abverlangt. Allein auf unserem Wohnbereich gibt es zahlreiche Schwerstpflegefälle; mit drei bzw. zwei Pflegekräften pro Schicht ist das kaum zu schaffen. Politiker, die das zu verantworten haben, sollten hier mal arbeiten!“

Die Texte entstanden im Ergebnis eines Projektes,  
welches im Rahmen des Programms  
„Chancengeber\*innen“  
mit freundlicher Unterstützung  
der Thüringer Staatskanzlei,  
der Kulturstiftung des Freistaates Thüringen und  
des Thüringer Literaturrates e.V. durchgeführt wurde.

Das Titelbild zeigt Bewohner des DRK-Seniorenheimes  
Am Kleinertal Jena-Winzerla beim Balkonsingen während  
des coronabedingten Besuchsverbotes und der  
Ausgangssperre im Frühjahr 2020.  
Foto: Andreas Mehlich, Stadtteilbüro Jena-Winzerla

Umschlaggestaltung: Claudia Laudien  
Korrektur: Caroline Hild  
Satz, Layout, Gesamtherstellung: Seite7.de



*Wie* erleb(t)en  
Pflegeheimbewohner  
die Auswirkungen der  
Corona-Pandemie?

Welche Parallelen  
sehen sie zu früheren  
Krisensituationen?

Was würden  
lebenserfahrene  
Menschen den  
Jüngeren raten?

Diese Fragen bildeten den Ausgangspunkt  
zahlreicher Gespräche mit Bewohnern  
des DRK-Seniorenheims »Am Kleinertal«  
Jena-Winzerla, die im Herbst 2021 und  
im Frühjahr 2022 stattfanden.

Sieben Frauen und Männer im Alter  
zwischen 81 und 100 Jahren schildern  
ihre Empfindungen und Gedanken  
und berichten aus ihrem Leben.